

Hilfe, ich bin Gartenbesitzer

Von Lore Lenz

Allen Ehepaaren, denen im Laufe der Jahre der Gesprächsstoff ein bißchen knapp wird, und denen die Natur keinen in Form eines Kindes schenkte oder der Tierchuhverein in Gestalt vierbeiniger Hausgenossen vermittelt, sei ein Garten wärmstens empfohlen. Die Frage allein, wohnen die Laube kommen soll, und ob sie nur ein Sitz mit was drum herum oder eine Art Sommerhäuschen werden soll, bietet ein abendfüllendes Thema. Je nach Temperament wird der Dialog darüber lustig, heiter, dahinschlüpfend oder mit dramatischen starken Effekten dem Höhepunkt der Uneinigkeit zureiten, bis schließlich der Geliebte das Schlafquartier zu sprechen hat. Licht und Luft sollen auch aus der Laube nicht ausgeperrt sein, nach Süden jedoch schübe eine Wand vor heftiger Sonne, — auch darf es nicht „ziehen“, daher müssen mindestens zwei besser noch drei Lattenwände errichtet werden. In halber Manneshöhe zieht sich auch an der Vorderseite eine Wand entlang, nur der Eingang bleibt frei — wird aber oberhalb durch ein gerades Gitterwerk verschont, das auch zu beiden Türseiten sich entlangzieht. Blumenkästen werden an der einen Schmalseite befestigt und ringsherum Feuerbohnen gedeckt; dazu sind noch drei Lattenwände errichtet, die der Dürre zu Hilfe kommen. Glück über den Baum! Ueberhaupt habe ich meiner Freude an Blumen etwas die Zügel schiefen lassen. Auf den Rabatten längs des Mittelweges wird sich wenn alle Blütenräume reifen, ein wahrer Urwald demnach in sinnstrebender Farbenfülle darbieten. Leerköpfe pflanze ich in Lilien, weiß und rot. Von Asters, von denen es fünfzig Spielarten geben soll, nahm ich nur die hohe Strahlenaster, die mittelhöhe Viktoria und die kleinen Triumphaster, sowie die Zwergastergin. Die Asters pflanze ich jedoch erst an die Seite, weil ich wußte, daß ich sie noch kurz vor der Blüte im September auf ihren eigentlichen Platz verpflanzen kann. Und nun kam die lustige Studentenblume heran, von der Onkel Max zwar behauptet, sie rieche abscheulich, die aber den Vorzug hat, auch mit unterm gerade nicht hochwertigen Boden vorlieb zu nehmen und ein billiger Füller mit ihren orangegelben Blüten zu sein. Die Sorte Tagetes patula wurde in Abständen von 40 Zentimetern gesetzt und kann nun frisch drauf los wuchern. Eine Verwandte der Petunie, die Salpiglossis, wurde ebenfalls ihrer Anpruchslosigkeit und reicher trompetenförmigen bunten Blüten wegen angepflanzt. Ich möchte doch auch später Schnittblumen haben. Meinemocher mag sie schon etwas klebrige Stempel haben. Wanner haben immer etwas an den ihren Frauen gewöhnten Blumen auszuweichen. — Gestalt habe ich noch: Ritterrosen, der als edler Ritter zufrieden ist mit jedem Boden, nur verpflanzen — nein — bitte nicht. Abstand: 10 Zentimeter. Darum streute ich weilaufend die liebliche, wohlriechende Wicke, die ihre Hochglücklichkeit durch entzückende Namen kundtut. Alle 12 Zentimeter ein Körnchen Reseda von der Sorte Mader nicht zu vergessen. Meine Wistia war, dieses Blumenpatere nach Größen zu stufen, ob sie meinen Wunsch erfüllen, mag die Zukunft zeigen. Mir ist jedenfalls alles Erleben, so oder so — Stufe zur Gartenweisheit.

Hauswirtschaftliche Plauderei

Warum nicht Bierkochen?

Vergeßlich wird man auf Speisekarten bei festlichen Anlässen den Vermerk finden, daß der Ochsenschwanz oder die Zunge in Bier gegutet worden sind. Wein darf genannt werden. Milch, sofern sie Rahm heißt, macht sich durchaus festlich in Verbindung mit einem Jilet oder einer möglichst fremdländisch klingenden Soße. Bier macht sich lieber im trauten Familienkreise einen guten Namen, als ausgezeichnete Grundlage für eine herzhafte, feinfäulliche Soße. So bewahrt es sich bei Sauerbraten, den man in eine Beize von halb Bier, halb Essig legt, wobei der Essig besser nochmals zur Hälfte aus Wasser besteht. Das Bier heißt in Berlin Weibier, in Potsdam Stangenbier, in Leipzig Gose und der Wit bei der Sache ist nur: es muß obergäriges Bier sein. Zwei in Scheiben geschnittene Zwiebeln, richtige tüchtige Bollen, am besten Lorbeerblätter und Pfefferkörner kann das Fleisch nicht entbehren, das für drei bis vier Tage Aufenthalt in dem Würzbad nimmt. Bald so herum, bald anders.

Ragoutfleisch von Wild ist preiswert zu haben. Es wird angelockert, und statt Wasser mit Traub- oder Weißbier getränkt. Gurkenscheiben geben ihre Säure an die Soße ab, so daß die Zitronen, die sonst dieses Amt hat überflüssig ist. Doch ein wenig Zucker und die Hälfte von diesem wenig aus der Paprikahölche entnommen, machen das Ragout anrichtereif.

Es gibt kaum etwas sanfteres an Geschmack als eine Kalbszunge. Meist wird sie daher menschlichen Gewohnheiten durch scharfe Zusätze in etwa angepaßt. Es braucht jedoch nicht immer Madeira zu sein, Braundier tut es ebenso gut. Erst muß die Zunge weichgekocht und von ihrer Dickhauterpelle befreit werden, ehe man sie dem Einfluß des aufsteigenden Bieres preisgibt.

Die Kalbszunge zieht sich sehr zu ihrem Vorteil einen dicken Teigmantel an. Ohne das Fleisch zu zerreißen, löst man den Knochen heraus, kocht die Hage weich und läßt sie abtropfen. Ein runder Teig aus lauem Weibier, Mehl, Muskatblüte und Salz hält sich bereit, die zarte Hage zärtlich einzuhüllen, ehe sie in kochendem Fett kocht und goldbräunlich zu braten hat. Sie schließt sich beim Mittag dann gern an süß-läuterlich gekochten Weibier an.

Ein solcher Teigmantel sieht kleinen Bratwürsten auch garnicht schlecht, die man hülsenlos schon zur Genuge kennt und ein bißchen über hat, im Gegensatz zu andern unerschüllten Erscheinungen, die man heute passieren läßt. Sobald der Frost über den Rosenkohl gegangen ist, hat er die richtige Reife, um eine gute Begleitung zu den Teigmanteln abzugeben.

Wie anders sieht der alte ehrliche Schmorbraten aus, wenn er sich des Vergnüßes einmal gehörig schuldig macht. Er wird tüchtig gekloppt, mit Salz und Pfeffer bestreut und in den Schmortopf auf einige Scheiben Speck gegeben. Wenn er angebraten ist, werden Zwiebel, eine Mohrrübe, Pfeffer und Lorbeerblatt hinzugefügt. Und nun das Weibier, das sich mit Wasser vermischt hat, sowie eine halbe Tasse Essig und ein Eiweiß voll Sirup. Nach zwei bis drei Stunden, kurz vor dem Runden der Soße, findet sich noch eine Tomate oder ein Eiweiß Tomatenmark in ihr ein, die nun wirklich nicht mehr mit der Rotweinfärbung liebäugeln sollte; sie ist auch ohne diese Zutat delikatisch.

Sehr bereitwillig zeigt sich obergäriges Bier unter Suppenreperoire reichhaltiger zu gestalten. Namentlich kann es alle Eintöpfen, hell und dunkel, sehr vorteilhaft aufmöbeln. Einige alte Brötchen werden mit Rosinen aufgequollen, mit Weibier aufgegossen und mit Mehl verrundet, das mit Milch angerührt wurde. Zimt und Zitronen sind willkommen. In Schwarzbrotsuppe soll ein Teelöffel Kümmel nicht vergessen werden, und sowohl Nelken als Ingwer, sogar ein wenig Kardamom stehen der wahlreichen Köchin zur Verfügung. Mit Sago, mit Mandorin, mit Grieß, immer schmeckt eine Bieruppe, namentlich wenn sie innerlich noch ein Gelbes genommen hat und äußerlich den Eierklee auslegt, kräftig, und noch mit einem Anhang an die Feinheit einer Feinsuppe.

Das merkt man besonders, wenn man seinen Gästen ein Weingelee — aus Weibier — serviert. Jeder wird es für das nehmen, für was es ausgegeben wird. Also Weingelee! Acht Tafeln roter Gelatine wäscht man und löst sie in mehreren Eßlöffeln Weibier auf. In dem Rest des Bieres (eine Flasche genügt), hat man einem Stück Zitronenschale Zeit gelassen, ihr Aroma abzugeben, und entfernt sie, weil ein Gläschen Rum, ein Viertelpfund Zucker und die Gelatinelösung zusammen in eine ausgespülte Glaschale gegossen werden sollen, wobei ihre Anwesenheit nicht mehr erwünscht ist. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. —

Mit Schlagfahne bedeckt man die Schandtat der Vorpiegelung falscher Tatsachen und bietet lieblich Makronen dazu.

Wenn wir nun einmal schon vom Pfad der Wahrheit abgewichen sind, wollen wir ruhig weiter mögeln und unseren Gästen Spiegeleiertörtchen aus — Tortellettes vorsetzen, auf die wir bis zum Rand Schlagfahne gestrichen haben. Das ist das falsche Eiweiß, und das Gelbe spielt eine geschmorte halbe Aprikose so ausgezeichnet, daß wir über die gelungene Täuschung doppelt vergnügt sind — denn das nette Aussehen trägt nicht!

A. A.

Die Pflege unseres Lieblings

Der Käfig des Kanarienvogels.

So wie wir Menschen uns in unserem Heim wohl und gemütlich fühlen wollen, so muß auch unser geliebter Hausgenosse sein.

Käfig behaglich sein; er muß sich frei darin bewegen können, der Käfig muß leicht zu reinigen und mit einer praktischen Futteranordnung versehen sein, mit einem Wort, die Wahl eines richtigen Käfigs ist für den Kanarienvogel von allergrößter Wichtigkeit. Vor allem möchte ich vor den — Turmbauern warnen, die oft als Dekoration des Zimmers gedacht sind, in denen sich aber die Vögel höchst unbehaglich fühlen; Messingkäfige haben wieder den Nachteil, daß sie leicht Grünspan ansetzen, der, wenn das Vögelchen daran pickt, giftig wirkt; bei Holzkäfigen setzen sich in den Ritzen, die sich immer im Holz finden, Milben fest. Alle übermäßig verzierten Käfige sind insofern unpraktisch, als das Vögelchen sich leicht an den Verzierungen verkehren kann und die Reinigung des Bauers durch die Verzierung erschwert wird. Für den Einzelvogel ist ein Käfig, der 30–40 Zentimeter lang und ebenso hoch und etwa 25 Zentimeter tief sein muß, das geeignetste. Das Gitter soll so eng sein, daß der Vogel mit seinem Kopf nicht hindurch kann; die Tür muß gut schließen, damit der gefiederte Sänger uns nicht entwischt. In dem Käfig muß eine Metallschale sein, vor der sich eine Klamme befindet, die verhindert, daß der Vogel beim Herausziehen der Schüssel davonfliegt. Die Futter- und Trinkgefäße sollen so beschaffen sein, daß der Vogel das Futter weder herauswerfen noch verunreinigen kann. In die Tür des Käfigs soll man aus Bedenkens wegen für das Tierchen anhängen können. Die Sitzstangen, von denen man im allgemeinen drei im Käfig anbringt, sollen etwa einen Zentimeter im Durchmesser sein und aus weichem Holz geschnitten werden. So unsern Mäusen einen gestrichenen Käfig. Ist der Anstrich aus sehr harttrockener Farbe besteht, damit er sich nicht abblättern kann. Unvermeidlich ist es, daß das Vögelchen etwas von dem Futter umherwirft und den Platz, auf dem das Bauer steht, damit verunreinigt; um dies zu verhindern, ist es empfehlenswert, Glascheiben in den Käfig einzufügen. Einfache und zweckmäßige Käfige sind wohl die aus verzinntem Eisenblech; sie können mit heißem Wasser schnell und gründlich gereinigt werden; die besten Käfige dieser Art sind die aus Blechrohr gefertigten, die nirgends scharfe Ecken und Kanten aufweisen, an denen die Vögel sich Schaden tun können. Schön verzierte Glascheiben oder Verzierungen geben diesen Bauern ein sehr schönes Aussehen, sie bilden in dieser Ausstattung eine Rarität für das Zimmer und unsern „Sängern“ ein behagliches Heim, in dem er sich wohl fühlt.

Der kranke Kanarienvogel.

Große Betrübnis herrscht in der Familie, unser „Sängchen“ frisst nicht, trinkt nicht, sieht phlegmatisch im Käfig, er ist krank. Was sollen wir unserer Pflanzung kurieren? — Das Wichtigste ist die Ausschaltung aller Einflüsse und zwar Zugluft, ungeeignetes Futter, sowie alle plötzlichen Uebergänge von Wärme und Kälte. Handelt es sich um einen neuen Vogel, durch den man seinen Bestand vergrößern will, so isoliere man den Keimling mindestens 14 Tage, damit derselbe eine etwa vorhandene Krankheit nicht auf die anderen Vögel überträgt. Das beste Mittel gegen die meisten Krankheiten des Kanarienvogels ist vollkommene Ruhe und ziemlich hohe Wärme; um erstere zu erzielen, muß man den kranken Vogel allein in einen Käfig setzen und große Sorgfalt bei seiner Fütterung anwenden. Bei starkem Durchfall lasse man sofort jedes Grünfütter weg, füge einige Tropfen Choleratinktur ins Trinkwasser und setze dem Futter etwas Mohrmasen zu. Bei Verstopfung gebe man geschälten Safer und etwas Grünfütter. Wird das Vögelchen zu fett, so setze man ihn auf schmalere Kost, man lasse das Futter fort und gebe ihm Grünzeug und Safer.

Während der Mauser muß man die Kanarienvögel ganz besonders kräftig füttern, man reiche ihnen Seip, von dem man ein Stück durch das Gitter zum Vinken steckt und lege Wert auf sehr große Reinlichkeit des Käfigs und seines Besizers, schütze ihn vor allen Dingen auch vor Zugluft. Ist der Vogel von Ungeziefer befallen, so bestreue man die Stellen mit verdünntem Glycerin und bestreue sie mit Insektenpulver. Den Käfig reinigt man dann sorgfältig mit heißem Sodawasser. Verpflügt und pflegt man den Kanarienvogel sachgemäß, mit Sorgfalt und Verständnis, so kann man die Krankheiten verhindern; unser Liebling wird uns danken und uns durch seinen schönen Gesang erfreuen. Rmp.

Verantwortlich: S. Seimelmann. Altena. Druck und Verlag: R. A. Gank. Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 17

Altena, den 24. April

1928

Märchendeutungen

Das Verlangen, altes kostbares Sagen- und Märchengut in der Volksseele lebendig zu erhalten, würde in unproduktiver Sehnsucht verfallen, wenn man nicht versuchte, jeder Generation die Form zu bieten, die sie annehmbar findet.

Es gibt gewiß auch sehr viele, die Märchen u. Sagen in ihrer ursprünglichen Gestalt für unsterblich halten und jede Deutung, jede Erklärung als ein Vergehen an der Naivität des Aufnehmens empfinden. Es sei nun zur Verabfolgung dieser sorgvollen Sehnsucht gleich gesagt, daß die Märchen selbst stets unangefastet bleiben müssen, in der Form, wie Grimm und der Volksmund sie uns überliefert haben.

Jedoch das Erzählgut auszuwerten als ein Erlebnis, ist der tiefere Sinn, der dem Märchenbeuten zu Grunde liegt. Und auf diese Weise hat die Mutter und jeder fühlende Erzähler es in der Hand, die wunderbaren Märchen unseres Volkes in den Alltag zu übertragen. Den Kindern wird für gute und schlimme Regungen ein Märchenbeispiel vor die Seele treten können und anspornend oder hindernd nachwirken. Das „Wie“ soll jetzt den kritischen Augen verantwortungsbewußter Mütter unterbreitet werden.

Die Märchen: Sternalter, Frau Holle, Rotkäppchen und Aschenbrödel sind bekannt genug — und dennoch ihrem Seelengehalt nach recht unbekannt. Ebenso man behaupten wird, daß es ein Fantasiegebilde sei: das fürchte Sternalterkind, das sich arm ischekt und dennoch reich wird. Dabei haben wir jedes Jahr herrlich Gelegenheit, in der Verdimmen Sternalterkindes zu erleben. Von der ersten Anemone, den Frühlingsblüten an, die Zeit der glühenden Sommerpracht hindurch, bis zur Ernte der rotwangigen Äpfel, der Rüsse und Birnen ischekt und ischekt die gütige Erde, bis sie von Herbststürmen zerzaust, frierend, narkotisch unter dem Himmelsgewölbe steht. Und siehe, ein weiß Innenhimmelschen von schneigen Flocken breitet der Himmel über das nackte Seelchen, das sich arm geschenkt hat. Und in seinem Schöße sammelt es die Sternalter, die Samenköerner für künftiges Wachstum in Flur und Feld. Woher hat es dann den Reichtum, die Fülle, die köstliche Wundergabe, sich arm ischekten zu können.

Vernt ein besinnliches Kind nicht seine Mutter Erde inniger lieben, wenn es in Märchenform von der Güte hört, von der Seligkeit des Gebens, die heute, in unserer materiellen Begrüßung etwas ungewöhnliches ist, und fast für Schwäche angesehen wird? Es lassen sich sehr viele Ausblicke auf das reale Leben aus dem Märchen schöpfen.

Frau Holle gibt dafür die besten Anhaltspunkte. Wie sich in uns oft zwei Seelen tummeln, und das goldene Herz nur zu oft der schwarzen, mit Pech behafteten Seele erliegt, so hat die lichte, fleißige Tochter der Witte einen schweren Stand gegen ihre faule, dumpfe Schwester. Die seine empfindliche Seele muß leiden, das Leben wird ihr schwer gemacht, die dochselige hat es scheinbar sehr viel besser. Doch wenn es zur Prüfung auf Herz und Nieren kommt, dann zeigt sich, daß der goldene Mensch, auf den man sich verlassen kann, den Sieg erringt. Pech besteht sich in der Fierden der in selbstgefälliger, eigensüchtiger Triebhaftigkeit verharrenden Pechmarie. „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“ ist ein Volksthum, das in Märchen und Leben sich bewahrheitet.

Die Geschichte des Aschenbröckels ist in die Welt der Deutungen übertragen, reich an innerem Geschehen. Als die Mutter aus dem Hause schied, weiß sie, daß sie ihrem Kinde nichts besseres hinterlassen kann, als das innige Vertrauen zu dem guten Geist des väterlichen Hauses. Der gute Geist entflieht, als die Mutter

ter eine Nachfolgerin bekommt. Auf heiteren, rein äußerlichen Lebensgenuß wird das Haus gestellt, und für ein stilles, besinnliches Seelenleben ist da kein Raum. Es wird verhöhnt: „Was, so unmodern bist du? Nun, dann sei unser Arbeitstierchen, wenn du so dumm bist!“

Da sieht nun die arme Seele in der Asche, verstoßen von der derben Lebenslust. Scheu flüchtet sie sich zur Erinnerung, dem einzigen Paradies, aus dem kein Mensch vertrieben werden kann.

Langsam mahlen Gottes Mühlen, sagt ein altes Sprichwort. Selbst, als Aschenbröckel Unmögliches aufgelegt wird, hilft ihr das Vertrauen in die guten Geister, die Mutterregeln ihr vermagt hat. Nun helfen alle Fallstriche nicht mehr, die Uebelwollen legt, alle Verjüdungen, die Aschenbröckel den Königssohn, den nahen innerlichen Seelenadel absperrig zu machen, versagen, weil in traumhafter Sicherheit das Seelchen tut, was zu seiner völligen Uebermacht über Bosheit und Verleumdung führt. Es tut eben einfach immer das Rechte, nicht wahr? Wie schwer ischekt es uns oft das Schicksal, Rechte zu tun. Wir sind eben nicht mehr genötigt, nur der inneren Stimme des Vertrauens zu gehorchen. Wir haben es verlernt, mir selbst zu sein, lassen uns bestimmen durch ansehnliches Äußeres, schöne Kleider, durch Vorteile, die uns zu winken scheinen, durch schöne Nebensachen und alle verwirrenden Einflüsse einer verirrten Zeit. Darum werden wir, geblendet wie die bösen Schwestern, und zu Tode getanz von unserer falschen glühenden Lebenslust, nie ein hohes Ziel erreichen.

Ja, was machen wir nun mit dem Rotkäppchen? Wer an den Beispielen schürren gelernt hat, wird unsicher in dem Märchen einen Vergleich finden. Morgens macht sich die Sonne auf den Weg. Ihr Höschen und ihr Niederstrahlen und glühn, daß einem die Augen übergehen. Sie wandert, wie wir alle ins ungewisse Halb Dunkel des Schicksalswaldes, in Wäldern; und am Abend schließt sich die Dunkelheit heran, um uns zu verschlingen. Immer näher, immer näher. Jetzt schnappt der Wolf nach dem Lichtgebilde. Noch leuchtet das Nieder. Jetzt wieder ein Zupacken und nur das rote Käppchen leuchtet glühend purpur auf. — Und nun — verlassung das Dunkel die Sonne. —

Aber es darf sie etwa nicht behalten! Nein! Angenat mit leuchtendem Rücken und Nieder entflieht die Sonne dem gefährlichen Maul der Finsternis. Wie oft opfern wir diesem Moloch unsere leuchtenden guten, hellen Vorätze? Wie oft wird das dunkle Böse in uns Herr über gute Regungen? wie gut, wenn ein scharfer Schnitt von außen her unsere Gedanken wieder frei macht! Eine Wahnung oder ein schlechter Ausgang ähnlicher Unternehmungen bei anderen! Heraus mit der Helligkeit, der Freude am Gutsein. Gewiß, wir irren, gehen in Waldstiefeln, pfücken spielerisch, zeitvergeßlichen Blumen am Wege, und lassen uns verschlingen von bösen Trieben, aber wenn nur wieder Klarheit in unser Denken und Wollen kommt, so ist alles wieder gut. Ganz wie im Märchen! Daß Dornröschen eine reiche Fülle von Natur eingriffen in das liebliche Märchenbild hüllt, breitet nach den erzählten Deutungen keinem Zweifel mehr begegnen. Es wird eine Aufgabe der Mütter sein, die Beziehungen zwischen altem Volksempfinden und heutiger realer Welt aufzuweisen und ihren Kindern als eine Bereicherung der Seele zu vermitteln.

Evangelium und Frauentum

Rundgebung des Vereins Deutscher Evangelischer Lehrerinnen.

In der Erkenntnis, daß heute mehr denn je die Frauenfrage die Schicksalsfrage des Volkes ist, hat der Verein Deutscher Evangelischer

Lehrerinnen bei seiner Arbeitstagung in Hamm während der Osterferien sich mit der Frage nach der Gestaltung des Frauentums vom „Standpunkt des biblischen Evangeliums aus auseinanderzusetzen.“

Die erschütternde Tatsache, daß die Verwirrung der sittlichen Begriffe bis in den Wurzelboden unseres Volkslebens, bis in die Familie aller Stände und Schichten eingedrungen ist, macht es uns zur Gewissenspflicht, von dem ewig gültigen Gotteswort aus Wegweisung zu suchen, wie wir unserer Verantwortung als evangelische Lehrerinnen und als Erzieherinnen des Volkes gerecht werden können.

Wir sehen offenen Auges die vielfachen verhängnisvollen Hemmungen, welche durch die Mechanisierung und Intellektualisierung, durch die katastrophale Wirtschaftslage hervorgerufen sind. Doch sind wir der Ueberzeugung, daß die letzten Ursachen der sittlichen Zerrüttung in der Loslösung von den Geboten Gottes und den Kräften des Evangeliums liegen. Nur die Gewissensgebundenheit an Gott und sein Wort kann zur Ueberwindung der Hemmungen, auch der Hemmungen, welche der Gestaltung nach evangelischen Frauentums entgegenstehen, führen. Darum muß unsere Frauenarbeit den Weg zu dieser Gottgebundenheit zurückfinden. So allein kann sie der großen Verantwortung, die ihr mit ihrem ausschlaggebenden Einfluß gegeben ist, gerecht werden. Wir brauchen im Wort Gottes gegründete Frauen: Mütter für die Familien, Lehrerinnen für die Schulen, Frauen in Erwerbsberufen, Führerinnen im öffentlichen Leben.

Wir brauchen eine Schulung und Erziehung unserer Töchter, die Lebensanschauung und Lebensgestaltung bewußt nach biblischer Weisung richtet und zu einem Leben in reiner Sittlichkeit und gesundem, kraftvollem und mütterlichem Frauentum zu führen bestrebt ist. Darum fordern wir für evangelische Kinder die evangelische Schule mit der Bibel. Wir fordern, daß alle Schulen, in denen evangelische Mädchen herangebildet werden, zum mindesten vom Entwicklungsalter an die Gestaltung evangelischen Frauentums in den Vordergrund der Erziehung stellen, es sei in den Oberklassen der Volksschulen, in den Hausfrauen- und Berufsschulen, in den mittleren und höheren Schulen und in den Frauen-, Frauenober- und Berufsschulen. Da für diese Aufgabe in psychologischer, ethischer und religiöser Hinsicht in erster Linie die Frau in Betracht kommt, muß ihr in angemessener Zusammenarbeit mit dem Mann das Uebergewicht des Einflusses eingeräumt werden. Dazu ist auch Ausbildung auf evangelischen pädagogischen Frauenakademien, die dem Ziele „Evangelium und Frauentum“ durchaus gerecht werden, unentbehrlich.

Wir rufen Elternschaft und Lehrerschaft, Kirche und Staat zum Einsatz aller Kräfte für die Erreichung dieser hohen Ziele zur Umgestaltung unseres Volkslebens auf.

Mehr Freiheit den Großstadtkindern

Der Lenz ist da! Ueber Nacht hat sich auch das Straßenbild geändert. Ueberall tönen uns Kinderstimmen, Zugendluft, Lachen und Lieder entgegen. Ueberall stockt unser Fuß beim Schreiten — da fliegt uns ein Ball entgegen, dort stolpern wir beinahe über einen „Tiefen“ und ein — wütender Blick aus Kinderaugen trifft uns: „Wehe“ sagt er. „Dort liegt ein Dackchen empor aus der Enge der Straßen, hier müssen wir einen kleinen Umweg machen, um nicht einen sorglos-freudlichen Weg spielen der Kinder aus allen Himmeln zu reifen. Frühling, Sonne, blauer Himmel, ihr tragt die Schuld an allem! Ihr armen Kinder der Großstadt! Daß man euch eure begehrenden Rechte



Kragen und Krawatte

Skizze von Lissy Roßbach

Kragen und Krawatte hatten einander lieb gelernt und sich geheiratet. Und wie das in Anfang einer jeden Ehe so ist, fanden sie eine in der anderen alles schön und liebenswert. Die Krawatte bewunderte den Kragen in seiner glänzenden, starken Männlichkeit und er wieder liebte das Anschmiegen und die glänzende Schönheit der Krawatte. Wenn sie zärtlich und wie Schutz suchend die schmalen Arme um seinen Hals legte, dann wollte er ihr seine starke, physische Kraft zeigen und spannte die Muskeln an, daß er fast platzte. Dabei preßte er die Krawatte so fest an sich, daß sie in allen Nerven krachte. Sie fand das entzückend, wenn auch ihr neues, leichtes, seidenes Kleid Schaden litt. Aber das machte nichts, denn man lebte ja in sehr guten Verhältnissen, und sie konnte sich sehr schnell wieder ein neues Kleid kaufen.

Aber als dann die Flittermochen vorbei waren und sich der erste Sturm ihrer jungen Liebe gelegt hatte, da . . .

Nun ja, man ändert sich eben, und auch in jeder Ehe kommen angeblich solche Veränderungen vor. Bei der Krawatte fing es an. Man war noch rücksichtsvoll und zärtlich gegenüber, aber manchmal ließ sie doch ihre ihm sonst so sehr umschlingenden Arme ein wenig lockerer und rückte ein Stückchen von ihm ab. Dann ging es weiter. Mit kleinen, feinen Stichelein.

„Weißt Du, ich finde, Du siehst sehr gut aus in dem beige-schönen Anzug. Den solltest Du öfter anziehen“, sagte die Krawatte. „Ich muß selbst wissen, was ich anziehen habe“, knurrte der Kragen gereizt, „aber ich weiß ja auch, warum der leichte Anzug Dir so sympathisch ist. Damit Du noch mehr von mir fortrückst kannst. Ich finde überhaupt, daß die Frau eng zum Manne gehört und nicht nach dem Grunde lag. Drei Schritte vom Leib! handelt wie Du“, redete er sich dann immer mehr in Wut. Dann meinte die Krawatte ein bißchen, der Kragen sah ein, daß er zu weit gegangen war. Beide versöhnten sich wieder, und einige Tage war's gut. Bis Frau Krawatte wieder zu stöhnen begann. „Ich verstehe gar nicht, wie man in einer solchen Mordschneise einen steifen Anzug anziehen mag. Dabei hältst Du mich so fest, daß ich kaum Atem holen kann!“ „Ich

finde, daß der Leinenanzug kühl ist! Bestimmt kühler ist, als Deine schmerzlichen Kleider. Aber Ihr Frauen verflücht Euch jeder besserer Einsicht. Die Hauptfrage bei Euch ist ja, daß Ihr Euch in glänzende, auffallende Stoffe kleiden könnt. Wenn Ihr dabei auch umkommt vor Hitze!“

„Wenn Du schlecht gelaunt bist, dann laß bitte Deine Laune nicht an mir aus“, meinte zügelnd Frau Krawatte. „Man braucht gar nicht erst hinzusehen, man merkt es sofort an Deiner Stimmung, wenn Du den steifen Leinen Anzug trägst. Dann tußt Du gleich so überlegen und selbstbewußt wie ein Schulmeister, der glaubt, ein dummes Kind vor sich zu haben. Aber mir kannst Du damit nicht imponieren! Außerdem bist Du roh und rücksichtslos geworden. Den ganzen Morgen drückst Du mir schon den Kragenknopf in den Rücken. Aber so seid Ihr Männer, roh und brutal. Und vor der Ehe? Ich hätte das wissen sollen! Du hast mich nie geliebt!“ schloß sie dann schluchzend.

Der Kragen war bestürzt. Er redete der nervösen Frau zu, sagte, daß er sie noch immer liebe, daß alles wieder besser werden sollte. Seine geschäftlichen Sorgen und die Hitze und was weiß, was noch alles, wären an allem schuld. Aber das sollte jetzt wahrhaftig das letzte Zerwürfnis sein. Der Frieden war wieder für kurze Zeit hergestellt.

Am nächsten Morgen nahm er sie zärtlich in seine Arme. „Siehst Du, heute gefällt Du mir ausgezeichnet, kleine Frau! Wie entzückend Du bist! Und wie goldig Du in dem neuen Kleid ausfiehst! Einfach süß! Jedenfalls ist dieses Kleidchen entschieden vornehmer und eleganter als das blaue mit den roten Tupfen, was Du gestern trugst.“

O weh, da war er in ein Wespennest getreten. „Was, eleganter? Dieser billige Seiden-Anzug? Da kann man mal wieder sehen, was ein Mann für einen Begriff von Mode hat! Das gestupfte, blaue Kleid ist das Modernste, was es jetzt gibt. Merke Dir das! Heute nachmittag ziehe ich es gleich wieder an. Alle finden mich reizend darin! Natürlich, nur der eigene Mann findet es greulich! Du bist wohl eifersüchtig, weil mich alle darin bewundern? Was verstehtst Du Trottel überhaupt von

Mode? Ewig gehst Du in Deinen alten, modernen Anzügen! Heute hat jeder feine, moderne Kragen spitze, lange Ecken. Nur Du gehst mit Deinen alten, niedrigen Ecken weiter herum. Wenn uns noch das Geld fehlen würde zu neuen Anzügen! Dann wollte ich nichts sagen. Aber nur reine Bequemlichkeit ist es bei Dir! Man muß sich bald schämen, mit Dir ein paar Schritte über die Straße zu gehen!“

„Jetzt ist es aber genug!“ beehrte da der Kragen wütend auf. „Ich habe andere Sorgen als mich um die Mode zu kümmern. Das tußt Du ja schon zur Genüge! Wenn ich nicht das Geld verdiente, dann könntest Du nicht so nach der neuesten Mode gekleidet gehen. Und wenn ich Dir zu unmodern geworden bin und Du so ein junger Modenarr besser gefällt, bitte schön, ich halte Dich nicht!“

Man sprach kein Wort mehr miteinander. Die Ehe hatte einen tiefen Riß bekommen. Am Abend aber war man zu einem Ball geladen. Da mußte man sich dann wieder zusammen setzen, offiziell, als glücklich-zufriedenes Ehepaar. In dem Augenblick, als sie sah die kleine Frau Krawatte verflochten zu dem in starker, früherer Männlichkeit erglänzenden Kragen auf.

Aber es war sehr warm, und man mußte angezogen tanzen. Der Kragen wurde es immer heißer. Er suchte es kampfhaft zu verheimlichen. Aber dann ging's nicht mehr. Der Schweiß drang aus allen Poren, und der Kragen wurde schlapp und weich und knickte zusammen.

„Also das ist Deine vielgepriesene männliche Stärke und Widerstandsfähigkeit! Ein Bachplappern bist Du!“ höhnte Frau Krawatte. Sie hatte am Nachmittag schon in einem Gedächtnis mit einem jungen, feinen, modernen Kragen kokettiert. Das verließ ihr Halt. „Ich bin jung und lebenslustig, und Du mußt einsehen, daß wir nicht recht zusammen passen. Da trennen wir uns am besten.“

Der Kragen klappte ganz zusammen und verließ mit seiner Frau fluchtartig das Fest. Am nächsten Morgen aber sah man Frau Krawatte am Arm eines jungen modernen Kragens. Der alte Kragen aber vergrub sich in sein Zimmer und ließ sich nicht mehr sehen. Das ist die Geschichte von der Ehe zwischen Kragen und Krawatte. — Oder? . . .

den, die ihr euch erobert, noch neiden muß! Daß immer wieder in euren Großstimm hinein ein böses, liebloses Wort der hastenden, jagenden Großstadt fallen und eure Träume zerstören muß! Ihr stellt so wenig Ansprüche und seid so genügsam, ihr merkt die Enge und den Zwang um euch herum gar nicht, wenn ihr die lachende Sonne und die warme, kessende Lenzluft empfindet! Nur eines tut euch weh! Wenn man euch beiseite stößt, wenn man euch das letzte bißchen Raum, das euch bleibt, rauben will.

Geht ihr Großen es denn niemals ein, wie arm unsere Großstadtkinder oft dran sind gegenüber den anderen, die sich tummeln können nach Hergenslust?

Sieid nicht so lieblos, so hartherzig gegen sie, die so wenig Freiheit haben. Habt Verständnis für ihre Sehnsucht, die schon von früh an so gefesselt liegt und bei jedem leisen Flügel-schlage, den sie versucht, ernüchtert zurückweichen muß. Geht ihr auch mal zur Seite, ihr Großen, damit sie zu ihrem Recht kommen ihr vergeht euch damit wirklich nichts! Die Kleinen aber werden euch danken, und wäre es auch nur mit einem Sonnenblick, der aus ihren glücklichen Kinderaugen strahlt und am Ende in eurem Herzen einen Widerschein zurückläßt.



Frühlingsfeier der Musik

Von Dipl. mus. Annaliese Weyl-Rissen.

„Ich denke dies und denke das, Ich sehne mich und weh nicht recht nach was: Halb ist es Lust, halb ist es Klage; Mein Herz, o sage, Was wehst du für Erinnerung In golden grüner Zweige Dämmerung?“

Mörike, der Dichter, hat da einen Zustand besungen, den wir alle so kennen, den heute die Vögel genau so erforschen bemüht sind. Der „Frühlingsrausch“ liegt uns im Blut, der wachende Licht erregt uns, ob wir wollen oder nicht, die reich steigende Wärme macht uns müde, und insgesamt wird daraus dieses

„mattgefärbte, halbbelegliche Gefühl“, das uns beglückt als sicherste Bote des Sommers. Und es drängt uns, unserem Sehnen einen Ausdruck zu geben, das Herz ist so voll überströmenden Gefühls, die Liebe lockt den Lenz: in unserem Busen barg sie sich tief, — nun laßt sie sich endlich sehen! Die große Zeit der Dichter ist da, die Musiker stehen nicht zurück im Preise der erwachten Natur. Eine gewaltige Zahl köstlicher Volkslieder jubelt über den Frühling.

„Der Winter ist vergangen, ich seh das Märchen, Ich seh die Blümlein prangen, des ist mein Herz erfreut“

lingt man schon seit dem sechzehnten Jahrhundert zu einer entzückenden Melodie. Und seit Jahrhunderten klingt das Lied: „Ich ging durch einen grasgrünen Wald, da hörte ich die Vögel singen; sie sangen so jung, sie sangen so alt, die kleinen Vögelchen in dem Wald, die hört ich so gerne wohl singen.“

Weiter noch gehen wir zurück in die deutsche Vergangenheit, zu den Minnefängern, den ritterlichen Spielern des Mittelalters. Heinrich von Veldeke sang um 1180:

„In des jahres schönen zeiten, Wenn die tage werden lang, Klare Wetter sie begleiten, Und im walde wieder freiten Amfels mit erneuten sang, Liebe botschafft zu bereiten: Gott mag er dann wissen dank, Wer hat rechte minne Sonderi gram und ohne man.“

(Übersetzung von Friedrich Wolters.) Hier und fast überall in allen Jahrhunderten sind innig verbunden Lenz und Liebe; und nur selten wird das Lied von der Lenzesliebe zum Jubelgesang allein, meist enthält es ein wenig Traurigkeit. — Und sei es nur ein wenig Traurigkeit. Volkslieder und Kunstlieder sind sich darin gleich. Hermann Löns singt:

„Jetzt kommt der Sommer in das Land, Die Birken werden grün, Ich nehm den Steden in die Hand,

Von dannen will ich ziehn; Fahr hin, fahr hin Mit deinem falschen Sinn.“

Wies Lieder sind fast schon Volkslieder geworden, man denkt schon oft nicht mehr an den Dichter, wenn man sie singt. Und wer denkt an Hoffmann von Fallersleben, wenn er dessen Frühlingslieder singt: „Nachtigall, Nachtigall, wie fangest Du so schön“ oder „Walddäuschen kuckst im Tal“. Und was liegt schon sehr daran, — die Namenlosigkeit, die sich allmählich entwickelt, ist ja nur ein Beweis, wie innig die Schöpfungen der Dichter in den Besitz des Volkes eingegangen sind; sie haben zusammen mit den Melodien einen namenlosen, aber gerade darum viel dauerhafteren Ruhm geschaffen.

So populär wie die Lieder können andere Frühlingsfeiern der Musik nicht werden. Der bezaubernde Exprimus von Grieg, „An den Frühling“, von Sinding, „Frühlingsrauschen“ oder Mendelssohns „Frühlingslied“ (ein „Lied ohne Worte“), erschließt sich immer nur einem kleineren Kreis. Je künstlerisch wertvoller, um so geringer der Wirkungskreis: aber Straußens „Frühlingsstimmenmalzer“ kennt jeder, er ist hart, hart an der Grenze des Kitsches, der im Frühling wahre Orgien feiern kann, — darum ist der Walzer so bekannt. Uebrigens ist er aber in vielen Einzelheiten ungemein reizvoll, schon weil sich der erste kleine Lauf jubelnd in die Höhe schwingt und oben wie ein Vögelchen auf schwärmendem Wirt trillert, schon das ist gleich eine kompositorische Leistung.

Und dann die großen Frühlingskompositionen! Vor allem Beethovens Pastoralsymphonie, deren „Szene am Bach“ ein fröhliches, beglückendes Wettstreiten zwischen den Vögeln und dem murmelnden Quell ist, ein Meisterwerk der musikalischen Stimmungsbildung. So hervorragend (um ein wenig aus der Schule zu plaudern), daß die Melodie und der Rhythmus der plaudernden Quelle von einer Menge anderer Komponisten jagen wir „übernommen“ worden sind. Wenn in vollendetem Wiedergabe Beethovens Symphonie gespielt wird, dann lebt und weht der Wald und die Blumen, die Blumen und Blüten in köstlichem

Zauber, — nicht alles phonographenartig festgehalten, wie in der Szene am Bach, oft symbolisch mit großer Kunst.

Richard Wagners großes Frühlingslied aus der Walküre brauchen wir kaum zu erwähnen, es ist eingegangen in den Schatz der deutschen Lieder, der Allgemeinheit ist, und überall wird gesungen: „Winterstürme mich dem Wonnemond“.

Sehr wenig leider weiß man von einem anderen Frühlingslied, das uns der bedeutende gegenwärtige Komponist Gerhard von Kußler in dem Vorspiel zu seinem Marienoratorium „Die Mutter“ geschenkt hat; es verherrlicht das Wunder der Empfängnis und Frühlingsgeburter unserer Allmutter Erde:

„Welch dunkle Kreise seines Fluges zog langsam um das Haupt des Winters der greise Totenrabe . . . Der Schnee und Schnee war unsre Sonne — sie starb dahin! und nie erschaute Wunder füllen unsren Sinn, unsren wolkenweiten Sinn —

Silberne Klänge durchschweben das Blau, Harfen und Cymbeln durchschauern die Luft, und es verflücht sich in glühendem Tau — Kerne der Seligkeit bergend — trüblicher Wader zu himmlischem Duft.“ Darum: „Die Fenster auf, die Herzen auf!“ der Frühling will herein!

Vom unsterblichen Walzer

Von Annie Juliane Richter.

Wie entstand doch der Walzer? Zur Zeit, als man noch Drehtänze tanzte oder schritt, war es nicht üblich, sich beim Tanz zu umfassen, und das „unerschnittene Umfassen“ fand so viele Gegner wie heute der Charleston. Da gab es einen abscheulichen Tanz, der „Rangas“ hieß. Er verlangte, daß der Tänzer die Dame umfasse und mit möglichst wenig Umkleidungen einen langen Raum durchtänze. Auf dem Lande sprang man vergnügt im „Rändler“ herum, der aus dem Wandel ob der Ems in die umliegenden Bauerschaften gezogen war und in Bayern, Sachsen, in Wöhnen den Buben manchen frohen Jauchzer entlockte. Der Rändler bekam in der Bürgerstadt und in den französischen beeinflussten Gesellschaftskreisen ebenfalls wenig Heimatsrecht, als später die Alleanade, die ein Vändler mit französischem Gehabe war. Trotzdem hielten es ernsthafte Musiker oft für unter ihrer Würde, in der Tanzform zu komponieren. Außer Bach, von dem wir die schönsten Menuetts, Gavotten, Bourrees, Giguen, und wie sie alle heißen, haben. Um 1700 konnte ein Organist in Halberstadt noch mit einem gewissen Recht behaupten, daß Tanzmusik gar keine Musik wäre — er meinte damit vor den künftigen Musikern mit großer Allongeperrücke nicht anerkannte Musik.

Man hat ja auch die Volkslieder lange verachtet. Bis zu Mozarts Zeiten führten die Walzer, die sich aus der Alleanade allmählich entwickelt hatten, ein anonymes Dasein. Nur zwei alte Walzermelodien sind uns erhalten geblieben, von denen die eine: „Ach, du lieber Augustin, sich nicht mehr als Walzer, sondern als Volkslied aufspielt. Der erste Drehschritt walzer nahm seinen so stark bekämpften Siegeszug von der Bühne aus. Die Oper „una cosa rara“ von Martin wurde 1779 in Wien im Jahre 1787 aufgeführt. Vier schöne Mädchen führten den Tanz, der aus zwei musikalisch verchiedenen Teilen bestand auf, und nun wollte alle Welt diese neue Art tanzen. Die musikalische Form hatte Beethoven auch schon in seinen deutschen Tänzen, aber mit geringem Schwung, nicht beflügelt von der Leidenschaft zum Tanz, wie Mozart sie hatte, benutzt. Aber der ihm zugewandene Sehnsuchtsmalzer, der die Augen unserer Urgroßmütter in Zärtlichkeit leuchtend erschimmern ließ, ist gar nicht von Beethoven, sondern von Franz Schubert. Ebenfalls wenig hat Weber den „letzten Gedanken“ für sich in Anspruch zu nehmen, er ist von Reigler, und war längst nicht sein letzter Gedanke. Es begann nun eine wahre Sucht, Walzer als Klavierstücke zu komponieren. Jeder, der etwas auf sich hielt, komponierte Walzer, und gleich wahre Bandwürmer von Walzer. Da war einer, der wurde im Jahre 1808 bei der Eröffnung des Apollotheaters in Wien gespielt. Er dauerte eine geschlagene halbe Stunde und war in zwölf Teilen noch jedesmal mit einem Trio, ein Teil sogar mit einem doppelten Trio ausgestattet. Die Walzerketten oder -aränge waren alles andere als vergnüglich, heiter und von seliger Lust bestrahlt. Bedauerliche, lang-

weilige, schulmeisterliche Klavierstücke waren es.

Da kam 1823 bei Weidensdorf in Wien eine Sammlung von Tänzen heraus, die sich „Karneval“ nannte. Und darin war ein Walzer, der sich unter den anderen ausnahm wie ein himmelstürzender Goldschatz unter gackerndem Schnörkelvolk. Der war von Franz Schubert. Mit verwegener Schwung packte er den Rhythmus, ließ aller Lust an der Musik freiesten Lauf. Er hatte den armen Inhalt reich gemacht, die enge Form gesprengt. Vorher war schon ein Fanfarenruf in die leberne Walzergesellschaft gedrungen mit Webers Aufforderung zum Tanz, in der sich der ganze Herzensroman eines züchtigen Maßgebens abspielte. Zum erstenmal wird dem eigentlichen Walzertema eine spannende beflügelte Einleitung vorausgeschickt. Eine Form, die Zuhörer zu locken und zu fesseln, die Zanner und Strauß später liebevoll ausge-sponnen haben. Schubert erschloß uns mit seinen Walzern ein neues musikalisches Paradies. Wiener Zärtlichkeit, heimlichste Sehnsucht, selbst verheißenes Aufwachen, derbe Lebensfreude, aber auch wehmütiger Schmerz treten in dem Reichtum seiner Walzer gutage. Der Musiker hat höchsten Entzücken in dem Nachempfinden der Harmonieverzerrungen, der reizvollen Klangüberfaltungen, und der Reiz kann sich dem Zauber der musikalischen Empfindung nicht entziehen.

Wie ein holder Klang aus der goldenen Ferne schwebt die Schubertsche Musik zu uns. In unerhörter Fülle, in verschwenderischem Reichtum. Und dabei wissen wir nicht, wie unendlich viele dieser improvisierten, aus der sehnächtigen Stimmung beim „Seurigen“ gepflichten Blüten unbedacht zur Erde gestatet sind, nicht zu Papier gebracht, verklungene — vermehrte Schönheit.

Durch Schubert kam das neue Moment in die Walzerlinie, die ein Aufstapfen der groben Bauernschuhe gleichsam bedeutet, das Vorschlagen der Hände mit den beiden nachfolgenden Akkorden — m-tata, m-tata. Vorher war der Rhythmus nur durch die Melodie angedeutet. Jetzt gewann er Festigkeit und einen gewissen Trost, sich allen Gewalten gegenüber zu erheben. Bei Chopins Walzern haben wir das Verlangen, zu träumen, uns ganz in die süße Moribidea seiner Melodien einspinnen zu lassen Raum und Zeit zu vergessen. Aus seinen Walzern steigt die zartfinstliche Luft der ästhetischen Salons, des eleganten geistreichen Pariser auf. Die schöne George Sand lacht hingegen dem Spiel des Künstlers. Chopin, obwohl Pole v. Geburt u. Pariser seiner Meinung nach, hat fast nur deutsche Lehrer gehabt, und die Tiefe des inneren Erlebens in seiner Musik, die Beherrschung der musikalischen Mittel führt man gern auf diese Vorbildung zurück. Die rauschenden Konzertwalzer haben eine kunstvolle Einleitung, und die Themen stehen nicht wie einzelne Gedanken einzeln für sich nach Schubertscher Art, sondern weben ineinander, sie gehören zusammen, und spinnen sich fort, bis am Schluß ein sprühender Tonregen ein Brillantenfeuerwerk aufspritzt. Das Finale des Klavierkonzertes. Für Chopin gilt das Wort von Schumann, daß es Herzogtum gibt, die uns erbeben lassen in Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, nach verklungenen Welten und Tagen . . .

Ganz eigenwillige Wege hat ein anderer, nun wieder deutscher Musiker für den Walzer gefunden. Max Reger verband seine süddeutsche kindlich-troste Heiterkeit mit einem ganz außergewöhnlichen Können der Umklebung eines Themas. Diese aus einem Thema hervorgehenden Varianten erinnern an Zauberei. Bald spielt ein Kind auf der Wiege, bald sehen wir die verschlungenen Gedankenwege des tiefgründigen Gelehrten. Interessante Fäße, über-raschende Wendungen, ein Meer von Variationen, eine an Bach gemahnende Durchführung der Idee in allen Stimmen, schillernd in allen Stimmungen, zeigen uns das Gestaltungsovermögen, dieses einen unserer größten Zauberer der Harmonisierung. Reger hat mit Schubert die architektonische Gliederung der Form gemein, er setzt Thema an Thema zu einem köstlichen Bau. Regersche Walzer sollte jeder Klavierspieler liebevoll studieren, er tritt in einen Garten, der noch manches unerforschte Schatz voll heiterer Schönheit der Allgemeinheit verborgen gehalten hat. Und wenn wir glauben, daß dem Walzer je das letzte Stündlein schlagen sollte, so wollen wir ein einziges Mal die „Geschichten aus dem Wiener Wald“ spielen. „An der schönen blauen Donau“ spielen . . . und werden es erleben, daß wieder der alte einstmals so mächtige Zauber wirkt. — fast wie einst im goldenen Zeitalter des Walzers. Die ungeschwundene Melodie eines Strauß-

den Walzers vermochte einstmals die sozialen Gegenstände besser auszugleichen, als die feurigen Reden und die glühenden Gedichte der Weltverbesserer. Seine Melodien veredelten den Tanzboden der Vorstädte mit ihrer hinterstehenden, aber immer vornehmen Eingebung, und in den Salons wurde die Tanzweise des Volkes heimlich, die vorher nie Eingang gefunden hatte.

Wenn wir heute dem Walzer als Musikform Unsterblichkeit voraussagen, so wird nicht nur die ältere Generation wehmütig in Erinnerung rufen, sondern auch die Jugend wird davon überzeugt sein — wenn in alle Jazzmusik hinein einmal der wieder „moderne“ Walzer von Strauß seine selige Unbekümmertheit und seine tiefe, herrliche Schönheit hinein-schmeichelt und hineinjubelt.

Die Pflege des Klaviers

Ein Klavier ist ein Wertobjekt in doppelter Hinsicht. Sein hoher Anschaffungspreis und die Familientradition, die gewöhnlich mit ihm verbunden ist, erfordern eine sorgfältige Pflege, heute um so mehr, weil eine Neuanschaffung in vielen Fällen ganz ausgeschlossen ist. Die sachgemäße Behandlung hat nicht nur zur Folge eine längere Haltbarkeit des Materials, sondern auch eine längere Erhaltung seines Wohlklanges, gibt also auch eine Bereicherung für das ästhetische Empfinden.

Wo soll ein Klavier stehen? Stets an einer Innenwand, aber weder nahe am Ofen, noch dicht am Fenster. Ofen- und Fensterwärme bringen starke Temperaturschwankungen mit sich, und an einer Außenwand wird das Klavier sehr leicht feucht. Auf ein Klavier an einer Außenwand stehen, dann soll zum mindesten die Wand bis zu seiner ganzen Höhe mit einem dichten Stoff bekleidet werden. Konstante Kälte, also z. B. der Aufenthalt in einem im Winter ungeheizten Zimmer schadet einem Klavier nicht. Es ist aber sehr gefährlich, einen solchen Raum plötzlich zu heizen. Die Erwärmung darf nur langsam vorgenommen werden, zuerst muß öfter gelüftet werden. Auch der Deckel des Klaviers muß offen gehalten werden; es empfiehlt sich, ihn auch immer während des Spiels etwas offen zu halten wegen angenehmerer Gestaltung des Tones.

Leider findet man in manchen Familien recht ungeschickte Klaviere, da es für den Dilettanten nicht immer leicht festzustellen ist, wann der Klang unrein ist. Sollte man sich daran, jeweils im Frühjahr und im Herbst von einem guten Fachmann, nicht von einem wandernden Stimmer, stimmen zu lassen, und zwar im Frühjahr einige Wochen nach Beendigung des Heizens und im Herbst einige Wochen nach dessen Beginn.

Regelmäßige Eigenreparatur ist gefährlich, Rost, abgegraben, Saiten aufziehen, Hammerköpfe abfeilen, an liegenbleibenden Tasten herumdobern muß unbedingt unterlassen werden. Es ist zwar möglich, daß man den momentanen Schaden behebt, aber sicher nicht für die Dauer und die später doch nötig werdende Reparatur durch den Fachmann ist dann doppelt teuer. Selbst behandeln darf man nur Holz und Tasten. Das Holz wird nicht mit einem Tuch abgewischt, da ein Tuch die — äußerst scharfen — Staubteilchen in die Politur drücken würde, sondern der Staub wird lediglich leicht abgewischt. Dedken gehören nicht aufs Klavier, da sie Staubfänger sind und mit ihrem Gewicht die Staubkörnchen in die Politur hineindrücken. Das Aufpolieren des Holzes überlasse man dem Fachmann.

Die Pflege der Tasten geschieht nicht mit irgend einem Polituren, sondern höchstens, wenn die Tasten sehr schmutzig sind, mit Spiritus. Im allgemeinen genügt ein trockenes Tuch. Das Gelbwerden der Tasten läßt sich nicht ganz vermeiden. Auch die besten Eisenbeinauflagen vergilben allmählich. Man kann diesen Prozeß aber hinauszögern, indem man den Deckel der Klaviatur recht viel offen stehen läßt; im Gegensatz zu der weit verbreiteten umgekehrten Meinung haben Luft und Licht einen bleichenden Einfluß.

Für die Tonartstellung sind alle großen schwer gerahmten Bilder, Wandteppiche und Polstermöbel in der Nähe des Instrumentes gefährlich. Unterfäße unter den Füßen schaden dagegen nicht, sie empfehlen sich sogar zur Schonung des Fußbodens und des Teppichs. Das sind alles Punkte, die bei der Behandlung des Klaviers zu berücksichtigen sind. Es ist also kein Kunststück, sein Klavier zu pflegen; und es ist sehr erfreulich, daß man mit so geringen Mitteln den schönen Erfolg erzielen kann, das Leben seines Klaviers mindestens um zehn Jahre zu verlängern. A. M. A.